

FORSCHEN ZWISCHEN ALLEN STÜHLEN (UND HÄUSERN)

VON DR. MONIKA KANIA-SCHÜTZ

NR. 4.4* | SEPTEMBER 2015

Wir alle wissen: Zu den zentralen Beobachtungskategorien der Volkskunde gehört der Wandel. Es liegt im Wesen volkskundlichen Arbeitens, nach dem Wandel zu fragen. Und auch die Volkskunde selbst ist diesem Wandel unterworfen, wie an der bewegten Fachgeschichte deutlich wird. Deshalb ist die Frage nach der zukünftigen Relevanz der eigenen Wissenschaft bzw. nach den zu erwartenden Veränderungen schon häufig gestellt worden. Denn warum sollte dieses unsere Arbeit prägende Erkenntnisinteresse nicht anzuwenden sein auf das eigene Handeln, und – aktuell im Rahmen dieser Tagung – auf die Reflexion dessen, was aus der Museumsforschung perspektivisch in zehn oder zwanzig Jahren wohl geworden sein könnte?¹

Was den Wandel angeht, so sollte nicht vergessen werden, dass das heutige Vielnamenfach im 19. Jahrhundert aus einer Disziplin entstand, die philologisch-germanistisch ausgerichtet war. Es ging in der Anfangszeit um mündlich und schriftlich Tradiertes. Der erste Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde widmete sich 1905 der Erzählforschung.² Damals stand ein Vortrag Joachim Wossidlos „Über die Technik des Sammelns“ auf dem Programm, bei dem es um die Erhebung der „zertrümmerten Überlieferung“³ ging. Die weitere Entwicklung, die Akademisierung des Faches, steht in Zusammenhang mit der Museumsgeschichte und der Sachkulturforschung.⁴ Otto Lauffer, mit dem sich die viel zitierte Forderung nach der Vielfalt der Quellen verbindet, die zu befragen seien, um die „stummen Dinge“, die „nur zeigen“, verstehen zu können, hatte verschiedene Stationen an Museen hinter sich, als er 1919 Ordinarius des ersten Lehrstuhls für (deutsche Altertums- und) Volkskunde in Hamburg wurde. 1908 war er zum ersten Direktor des Museums für Hamburgische Geschichte berufen worden, hatte zuvor als Assistent am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg und dann als Direktor am Historischen Museum in Frankfurt am Main gearbeitet. Die weitere Entwicklung führte zu zwei Grup-



Abb. 1 Studentische Sichtweise auf die Perspektiven, die das Studium der Europäischen Ethnologie eröffnet. Titelbild aus: Die Volkskunde auf dem Weg ins nächste Jahrtausend. Ergebnisse einer Bestandsaufnahme. Münster 1998, hg. von Jens Hoppe, Michael Schimek und Michael Simon.

pen von Forschern, wie Ernst Schlee, der Direktor des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums auf der berühmten außerordentlichen Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv) am 3. April 1970 in Mainz kritisierte, als er eine „akademische“ von einer „musealen Volkskunde“ unterschied und beklagte, dass die eine sich für die eigentliche halte und die andere geringschätze.⁵ Auf der kurz zuvor stattgefundenen Detmolder Arbeitstagung über „Probleme und Techniken volkskundlicher Dokumentation“ war es um eine Art Generalanalyse gegangen, um grundlegende Fragen zur Auffassung vom Fach und seinen Zielen einerseits sowie über die Zukunft des volkskundlichen Museums andererseits. Dieter Kramers Aufsatz „Vom Nutzen und Nachteil der Volkskunde. Wem nützt Volkskunde?“ und die Überlegungen von Ernst Schlee zu „Volkskunde und Museum. Das volkskundliche Museum als Herausforderung“ fassen die beiden zentralen Diskussionsthemen zusammen, nachzulesen in der Zeitschrift für Volkskunde,

ergänzt um ausführliche Kommentare namhafter Fachvertreter aus beiden Arbeitsfeldern, aus dem Museum und der Universität.⁶

Die Frage nach den Funktionen des volkskundlichen Museums und nach der Erforschung materieller Kultur ist seitdem wiederholt auf die Tagesordnung gesetzt worden, das zeigen nicht nur die Themen der dgv-Konferenzen, sondern auch die der Kommission für Sachkulturforschung und kulturhistorische Museen, bekanntlich eine der ältesten und aktivsten der dgv, deren Arbeit entscheidend von VertreterInnen der Freilichtmuseen mitgetragen und gestaltet worden ist.⁷

Auch über das Verhältnis der beiden Einrichtungen Universität und Museum und über den Stellenwert der Erforschung von Artefakten in diesen beiden Institutionen bzw. darüber, wie und mit welcher Zielsetzung diese Erforschung am besten zu geschehen habe, ist seitdem viel nachgedacht worden. Zum Teil offenbaren sich recht unterschiedliche Herangehensweisen an die Erforschung materieller Kultur. Das jüngste Beispiel liefert der Volkskundekongress 2013, der von den Städtischen Museen Nürnberg gemeinsam mit dem Institut für Europäische Ethnologie der Universität Eichstätt zum Thema „Materialisierung von Kultur. Diskurse. Dinge. Praktiken“ ausgetragen wurde. Die Sektionen und Plenarvorträge legen offen, dass der sogenannte „material turn“, den die Geisteswissenschaften allgemein seit den 1980er Jahren vollzogen haben, nur bedingt Museumsrelevanz hat.⁸

Vor dem Blick in die Zukunft soll deshalb die Frage stehen, was Forschen im Museum überhaupt bedeutet, oder sollte es besser heißen: Forschen fürs Museum? Und damit in Zusammenhang steht die Frage danach, wer diese für Museen wichtige Arbeit leistet, und vielleicht auch, wo dies geschieht.

FORSCHEN IM MUSEUM

Der Deutsche Museumsbund nennt als Kernaufgaben bekanntlich den Vierklang von „Sammeln, Bewahren, Forschen sowie Ausstellen/Vermitteln“. Zwar bleibt die Definition von Forschen an dieser Stelle recht allgemein. Es heißt knapp: „Forschen im Museum beinhaltet die wissenschaftliche Bearbeitung von Objekten bzw. Objektgruppen und Objektzusammenhängen“.⁹ Selbst in dieser Knappheit aber wird offensichtlich, dass der Erforschung materieller Kultur grundlegende Bedeutung zukommt, denn sie fließt in alle anderen Arbeiten ein und beeinflusst deren Qualität. Dazu zitiere ich die Wissenschaftliche Kommission Niedersachsen, die sich 2009/2010 intensiv mit dem Thema auseinandergesetzt hat und

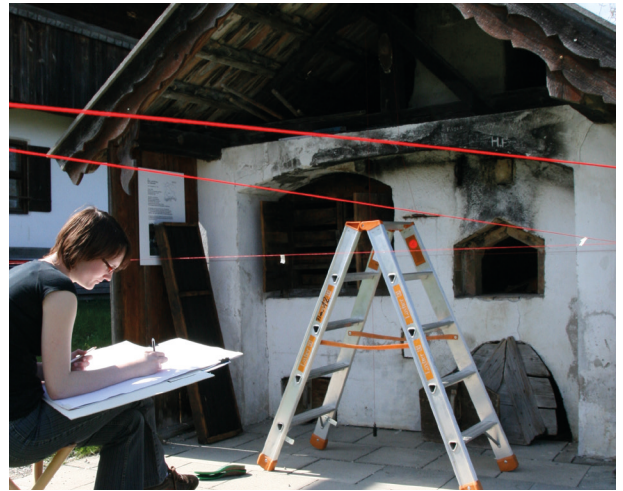


Abb. 2 Studentische Aufmaßübung im Rahmen einer Kooperation von Museum und Universität. Regelmäßig bietet der Lehrstuhl für Baugeschichte, Historische Bauforschung und Denkmalpflege der TU München eine Übungswoche an, bei der die Studenten das verformungsgerechte Aufmaß und Zeichnen von Gebäuden erlernen.

dezidiert formuliert: „Nur auf der Basis von Forschungen lässt sich entscheiden, was genau zu sammeln lohnt, welche Objekte eine Sammlung sinnvoll ergänzen würden und welche verzichtbar wären; erst Forschung macht aus einer bloßen „Ansammlung“ von Gegenständen eine Sammlung und schließlich ein Museum, das diesen Namen verdient. Nur durch Forschung lässt sich ermitteln, welche Verfahren der Bewahrung für welche Objekte angemessen sind und was auf welche Weise zu restaurieren oder zu präparieren ist; erst Forschung ermöglicht also eine sachgerechte Bewahrung musealer Objekte. Und nur durch Forschung schließlich lassen sich für Ausstellungen, seien es Sonderausstellungen mit vielen auswärtigen Leihgaben oder die hauseigene Dauerausstellung, diejenigen Inhalte ergründen und angemessen aufbereiten, die mit Hilfe von musealen Objekten und an ihnen dargestellt werden sollen; ohne hinreichende Forschung vermitteln Ausstellungen bestenfalls reizvolle Eindrücke, nicht aber vertiefendes Wissen. Forschung ist Grundlage der Museumsarbeit.“¹⁰

Forschen am Museum steht, darüber dürfte allgemein Einigkeit bestehen, im Wechselverhältnis mit den anderen drei Kernaufgaben, dem Sammeln, Bewahren und Vermitteln. Wobei die Forschung der Museen bei der materiellen Überlieferung ansetzt. Museen sind sammungsbasierte Orte mit dem Auftrag, ihre Bestände zu erschließen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Was aber nicht heißt, dass es deshalb statisch zugehe, was den Themenkanon betrifft, oder dass die Inhalte damit ein für alle Mal feststünden, eng umrissen und prognostizierbar seien. Denn aus dieser Überlieferung lassen sich immer wieder neue Fragestellungen von aktueller gesellschaftlicher Relevanz entwickeln. Darin liegt das

Potenzial der meisten Sammlungen, auch wenn sie zusammengetragen wurden, als es noch keine dezidierten und schriftlich fixierten Sammlungskonzepte gab oder sich diese Konzepte in einem öffentlichen Auftrag erschöpften, der satzungsbezogen mit einer bestimmten Zeit und Region verknüpft war.¹¹

FORSCHUNG IM FREILICHT-MUSEUM KONKRET

Beispiel Zannantonio

Ein Beispiel aus den Beständen des Freilichtmuseums Glentleiten soll illustrieren, was damit gemeint ist: Im April 1997 wurde das Inventar eines Starnberger Kleinbetriebes übernommen. Es ging um ein klassisches Thema für ein Freilichtmuseum, das für das ländliche Oberbayern zuständig ist, um ländliches Handwerk. Der Name des 1992 verstorbenen Besitzers klang jedoch wenig bayerisch: Onorino Zannantonio. Die Dokumentation deckte dann schnell eine ganz eigene Geschichte auf: Die Vorfahren des Spenglers waren um die Jahrhundertwende aus den nördlichen Dolomiten eingewandert und als Kesselflicker unterwegs, bevor sie sich in Starnberg ansässig machten. Über einen scheinbar klassischen Bestand zum regionalen Handwerk also hatte das Thema der Arbeitsmigration Einzug ins Museum gefunden. Das Ergebnis der sammlungsbasierten Forschung wurde den Besuchern bereits wenig später bekannt gemacht, im Rahmen einer Ausstellung, die „Fremde auf dem Land“ hieß und zu der ein Begleitband erschien.¹² Es war also die Arbeitsweise der Institution Museum, die zu einem gesellschaftlich relevanten Thema führte. Was heißt das? Dass im forschenden Sammeln oder sammelnden Forschen ein zukunftsweisendes Potential liegt. Im Sammelgut verbergen sich Inhalte und Themen, die zuweilen erst Jahre später auf die Agenda wissenschaftlicher Tagungen geraten. Erst ungefähr zehn Jahre später veranstaltete die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde ihren Freiburger Kongress über „Mobilitäten. Europa in Bewegung als Herausforderung kulturalistischer Forschung“.¹³

Beispiel Baugruppe Alm

Auf diesem Kongress war das Freilichtmuseum Glentleiten mit einem anderen Thema vertreten, und zwar aus dem Bereich der Architektur. Die Baugruppe Alm ist seit den 1980er Jahren entwickelt und errichtet worden. Sie beinhaltet heute ausgewählte Beispiele für das Gebiet von den Ammergauer Alpen bis hin zum Berchtesgader Land. Alle Exponate verbindet das übergeordnete Thema „alpine Stufenwirtschaft“. Der Titel des Vortrags,



Abb. 3 Der Weberbauerkaser von der Haidenholzalm aus dem Jahr 1824 ist eines von mehreren Architekturexponaten in der Gebäudegruppe Almwirtschaft. Er wurde bis Ende der 1990er Jahre genutzt und ist heute im Zeitschnitt um 1970 zu sehen. Das alle Gebäude verbindende Forschungsthema lautet „Alpine Stufenwirtschaft“.

den der Volkskundler im Rahmen eines ausschließlich von Museumsfachleuten bestrittenen Panels dazu anbieten konnte: Polylokale Aspekte alpiner Stufenwirtschaft und ihre Vermittlung im Freilichtmuseum Glentleiten. Es war seit langem wieder das erste Museumspanel auf einem dgV-Kongress, eingereicht von Markus Walz, dem Professor für Museologie an der HTWK Leipzig, und von diesem unter den programmatischen Titel gestellt: „Polylokale Personen, monolokale Museen“. Auch dieses Beispiel bestätigt das einer Sammlung innewohnende Potential. Selbst im Falle immobilien Sachgutes, wie es Architekturexponate sind, legt forschendes Sammeln vorausschauend die Grundlage für die Diskussion von gegebenenfalls erst später als aktuell zu erkennender gesellschaftlicher Themen.¹⁴

KERNBEREICH HAUSFORSCHUNG

Das Beispiel der Baugruppe Alm möchte ich nutzen, um auf einen zentralen methodischen Ansatz von Freilichtmuseen zu verweisen. Es sind die Häuser, mit deren Erforschung der Grund gelegt wird für die sich anschließende Präsentations- und Vermittlungsarbeit. Deshalb haben wir dieses Thema auch auf die Tagesordnung gesetzt, als der Verband der Europäischen Freilichtmuseen im vergangenen Jahr seine Konferenz auf Einladung der beiden Freilichtmuseen Glentleiten und Bad Windsheim abgehalten hat.¹⁵ Wohl kaum einer außerhalb unserer Reihen hat ja eine Vorstellung von der Komplexität des bei der Übernahme eines Architekturexponats zum Einsatz kommenden wissenschaftlichen Programms. An je- des Objekt knüpft sich eine Vielzahl von Untersuchungen,

die in dieser Fülle und Methodenvielfalt die Grundlage für die Sicherung des Objekts als Quelle und die spätere Präsentation im Museum sind, angefangen bei Aufmaß und bauhistorischen Untersuchungen über archivalische Forschungen bis hin zur Befragung von Gewährspersonen. Bestimmte Forschungen werden überhaupt nur durch Freilichtmuseen realisiert, beispielsweise archäologische Grabungen auf der Baustelle im Umfeld eines transferierten Hauses. Freilichtmuseen liefern damit einen komplexen, jeweils auf ein konkretes Objekt bezogenen Beitrag zur Erforschung ländlicher Alltagskultur, wie er sonst in dieser Art von keiner Seite erfolgt. Kilian Kreiling, der langjährige Referent für Freilichtmuseen an der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern, hat 1996 im Rahmen einer Glentleitener Arbeitstagung betont, dass dies umfassender wohl kaum mehr für eine Museumsinstitution möglich sei.¹⁶ Allerdings merkte er zugleich kritisch an, dass diese Forschungsarbeiten meist im Zusammenhang mit Translozierungen stehen. Reine Forschungsaufträge seien selten und zu den umfangreichen Materialsammlungen der Freilichtmuseen gebe es allenfalls ausführliche Einzeluntersuchungen.¹⁷

Die Komplexität der Forschungsarbeiten im Rahmen von Translozierungsprojekten hat seitdem eher noch zugenommen. So bestand das interdisziplinäre Team, das für ein 2012 an der Glentleiten eröffnetes Zuhause zusammenwirkte, aus den Wissenschaftlern des Hauses – im Einzelnen der Bauforscherin (Kunsthistorikerin), dem Volkskundler (Historiker) und insgesamt zwei Volontären (Volkskunde, Pädagogik) – und folgenden externen Wissenschaftlern: einem Spezialisten für Bauforschung, der das verformungsgerechte Aufmaß und die Baudokumentation übernahm, einem Historiker, der die archivalische Recherche durchführte, sodann aus zwei Archäologen, einer Paläoanatomikerin, einem Numismatiker, Kunsthistorikern mit Spezialkenntnissen für das Asamwerk sowie für die Geschichte der Drucktechnik des Kupferstichs und schließlich einem Spezialisten für Keramik.

Was ich hier exemplarisch anhand der Arbeit des Freilichtmuseums Glentleiten angeführt habe, ließe sich mit weiteren Beispielen aus dem Kreis der hier versammelten Kolleginnen und Kollegen mühelos in großer Anzahl fortsetzen. Leicht ist so die Aktualität dessen zu belegen, was Uwe Meiners einst mit folgenden Worten auf den Punkt brachte: „Solange es Museen gibt, wird die Existenzberechtigung von Sachforschung nicht in Frage gestellt.“¹⁸ Diesen viel zitierten Satz wiederhole ich hier, weil er eine positive Prognose hinsichtlich der Forschungsaufgabe stellt, wie sie von Museen wahrgenommen wird – und zwar eine vermutlich ziemlich langfristige Prognose. Wohlgemerkt, dieser Blick in die Zukunft stammt



Abb. 4 Messungen des Fraunhofer-Institutes im Fischerweberhof. Wie wirkt sich die Temperierung von Gebäuden auf die Bausubstanz, das Raumklima, die Exponate und die Ausstattung aus? Das Freilichtmuseum als Partner im Projekt „Sammlungen erhalten. Die Temperierung als Mittel der Präventiven Konservierung“. Zwischenergebnisse wurden regelmäßig bei Treffen und Tagungen ausgetauscht und diskutiert, der Abschluss ist auf den November 2015 terminiert. Im Rahmen des Projekts entstehen außerdem zwei Dissertationen und weitere studentische Arbeiten.

aus dem Jahr 1994 und ich vermute, kaum jemand zieht das nach inzwischen mehr als zwanzig Jahren in Zweifel. Ich wiederhole diesen Zitierklassiker aber auch deshalb, weil er in die Diskussion Einblick gibt, die über die Kommunikation zwischen Museum und Universitäten, über die Arbeitsweisen bzw. über das Theorie-Praxis-Verhältnis geführt wurde und wird. Denn weiter lautet es: „Fraglicher ist da schon, ob die Museen eines Tages noch der Volkskunde bedürfen, wenn sich das Fach dieser Aufgabe nicht konsequent stellt.“¹⁹ In dieser zwischen Carola Lipp, Helmut Ottenjann und Uwe Meiners geführten und häufig als „Alltagskultur-Kontroverse“ zitierten Auseinandersetzung Anfang der 1990er Jahre warf man sich gegenseitig vor, entweder zu wenig Sachkulturforschung oder aber die falsche zu betreiben. Wobei der Vorwurf an die Museen im Wesentlichen darin bestand, sie forschten zu reduziert und zu wenig subjektzentriert.²⁰

AUSBILDUNG FÜRS MUSEUM

Umgekehrt hat auch die Problematisierung der aus dem Studium vermeintlich erwachsenden Tauglichkeit oder Untauglichkeit für das Museum Geschichte. Ein Beispiel sei hier etwas näher vorgestellt, weil vor zwanzig Jahren in derselben Art nach der Zukunft volkskundlichen Forschens in Museen und der Herkunft wissenschaftlichen Nachwuchses in der Zukunft gefragt wurde, wie dies auf der Agenda der aktuellen Tagung steht. 1996 lud die volkskundliche Kommission für Westfalen in das Freilichtmuseum Detmold ein. Der Titel: „Berufs-

feld Museum: Universitäre Ausbildung – Berufliche Praxis“. Kontrovers und teils emotional geführt, drehte sich die Diskussion darum, ob es überhaupt Aufgabe der Universitäten sein könne, für konkrete Berufsbilder vorzubereiten oder ob es nicht im Studium vielmehr um den Erwerb von Grundkenntnissen und Methodenwissen gehen müsse, letztlich also darum, historisch-sozialwissenschaftlich denken, arbeiten und argumentieren zu lernen.²¹ Das deklinierten Vertreter der beiden Institutionen damals gründlich durch. Warnte der eine Referent die Studierenden vor zu früher einseitiger Spezialisierung und redete dem Generalisten das Wort, wollte der andere die Universitäten mehr in die Pflicht Richtung konkreterer Vorbildung genommen sehen, wohingegen die nächste Referentin entschieden den Wert und die Notwendigkeit zweckfreien Forschens betonte.²²

Im Rahmen dieser Tagung der Volkskundlichen Kommission wurden zwei Fragebogenaktionen vorgestellt, die den Arbeitsplatz Museum beleuchteten, und zwar aus Sicht der Direktoren und aus Sicht der Studierenden. Zwei sehr unterschiedliche Blickwinkel auf das Museum als Arbeitsplatz bildeten sich da ab. Die kontaktierten Direktoren beklagten mehrheitlich, dass die volkskundlichen Hochschulabsolventen nicht genügend methodisches Wissen mitbrächten, um die in einem Volontariat mit dem Schwerpunkt Sachkulturforschung anfallenden Aufgaben erfolgreich zu bewältigen.²³ Das mündete in Überlegungen, künftig bei Stellenbesetzungen Absolventen anderer Fächer zu bevorzugen, die womöglich systematischer sachkulturell ausgebildet seien. Damals neu auf den Markt tretende Qualifikationen in Konkurrenz zum Volkskundestudium waren übrigens die in Leipzig angesiedelte Museologie und das Museumsmanagement. Das Ergebnis der Fragebogenaktion unter den Studierenden dagegen zeigte, dass letztere besonnen-pragmatisch das gesamte Spektrum möglicher Arbeitsfelder sondierten und das Arbeitsfeld Museum als eines neben anderen sahen.²⁴ Auch die Forderung nach einer qualifizierten Postgraduierten-Zusatzausbildung wurde in dieser Zeit diskutiert, entweder bestehend in einem verbindlich durchstrukturierten Volontariat in Verbindung mit einer Museumshochschule oder aber in einer eigenen Museumshochschule.²⁵

Das war wohlgemerkt vor mehr als zwanzig Jahren, als noch niemand von der Studienreform wusste, die inzwischen Realität ist und die uns die Frage nach dem Nachwuchs neu stellen lässt. Das Interesse am Arbeitsplatz Museum ist bei den Studierenden eher noch geringer geworden. Spitzenreiter bei den Wunscharbeitszielen, so ein Bonmot aus Universitätskreisen, ist seit Jahren „IMM“ – also „Irgendetwas mit Medien“.

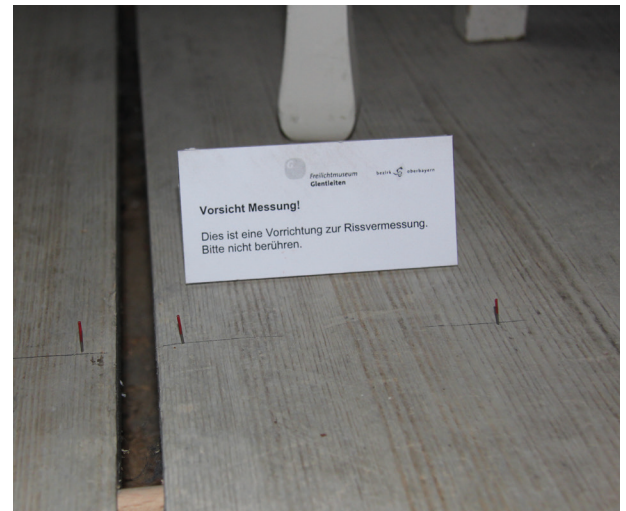


Abb. 5 Messungen im Freilichtmuseum beobachten Veränderungen an Hölzern.

Lässt sich sagen, was das neue Studiensystem für die Museen bedeutet? Kann man Prognosen für die nächsten zehn oder zwanzig Jahre machen? Die Neuordnung hat bekanntlich neben der europaweiten Vergleichbarkeit der Abschlüsse und der internationalen Wettbewerbsfähigkeit ausdrücklich zum Ziel, die Berufsqualifizierung und Arbeitsmarktfähigkeit zu verbessern, und das bei verkürzten Studienzeiten. Statt des Magisters oder Diploms gibt es nun ein zweistufiges Verfahren, das zuerst zum Bachelor und danach gegebenenfalls zum Master führt. Beide Titel werden auf den Seiten der Kultusministerkonferenz als „berufsqualifizierende akademische Abschlüsse“ beschrieben.²⁶

Das Institut für Mittelstandsforschung beklagt jedoch nach einer 2011 durchgeführten Untersuchung die Praxisferne der mit den neuen Abschlüssen auf den Arbeitsmarkt Tretenden und zeigt sich weniger zufrieden mit deren Fachwissen, den analytischen Fähigkeiten und der Befähigung zum eigenständigen Arbeiten, als sie dies bei den alten Abschlüssen war.²⁷ Für die Museen gibt es meines Wissens noch keine vergleichbare Erhebung.

Soviel aber ist sicher, die Bewerber um künftig in Museen zu besetzende Stellen können ganz unterschiedliche Wege der Ausbildung gegangen sein. Und es dürfte klar sein, dass nicht alle diese Ausbildungen Forschungskompetenz und schon gar nicht speziell die Kompetenz zur Sachkulturforschung vermitteln.

Schaut man sich auf den Seiten des Deutschen Museumsbundes die nach Bundesländern aufgelistete Auswahl museumsrelevanter Studiengänge an, fällt zuerst einmal auf, dass eine ganze Reihe traditionsreicher Studienstandorte für Europäische Ethnologie ungenannt bleiben. Ob das tatsächlich korrespondiert mit der Ausrichtung dieser Studiengänge fernab vom Berufsfeld Museum oder

andere Gründe hat, die in der Zusammenstellung dieser Liste liegen, mag dahingestellt sein. Allgemein ist auf diesen keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebenden Seiten viel von Kulturmanagement, interkulturellen Studien, Kulturwissenschaften oder Kommunikations- und Medienwissenschaft zu lesen.²⁸

So bietet etwa die Hochschule für Technik und Wirtschaft in Berlin einen BA-Studiengang „Museumskunde“ an, der durch einen Master „Museumsmanagement und -kommunikation“ ergänzt werden kann. Um das „Management für den Wandel des Museums“ geht es in diesem Studium, so zumindest verheißt es die Startseite der Homepage.

Einige Schlaglichter darüber hinaus auf diese Seiten des DMB:

Museologie kann man inzwischen nicht mehr nur in Leipzig, sondern auch in Heidelberg studieren und seit kurzem auch berufsbegleitend in Freiburg. In Würzburg gibt es seit 2010 einen Studiengang „Museologie und materielle Kultur“, der genauso wie der Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Volkskunde zum Institut für deutsche Philologie gehört. Eine theorie- und praxisbezogene Ausbildung bietet der fächerübergreifende Masterstudiengang „Museum und Ausstellung“ der Universität Oldenburg, der u.a. vom „Institut für materielle Kultur“ bestritten wird. Und schließlich kann man sich im Rahmen des Studiums der Empirischen Kulturwissenschaften in Tübingen mit der Theorie des Museums und der Theorie von Ausstellungen auseinandersetzen. Auf dem Lehrplan steht darüber hinaus Museumsforschung im Sinne von Forschungen über Museen und ausstellungsbezogene Praxissegmente.

Was heißt das für die Wahrnehmung der Kernaufgabe Forschung in Museen? Wer versteht künftig die „Sprache der Objekte“, wie ein aktuelles Förderprogramm des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) lautet, das zum Ziel hat, die Forschung an Sammlungen und Objekten anzuregen?²⁹

Ja, wer versteht diese Sprache denn heute? Wie sehen denn die Forschungsteams aus, die in den oder für die Museen Forschung treiben? Erinnert sei an das heterogene Team, das jüngst an der Glentleiten für ein Zuhause zusammenwirkte. Nicht immer werden die Forschungsteams so umfangreich und auch nicht kontinuierlich über die gesamte Laufzeit hinweg gleich besetzt sein. Aber wohl immer werden sie vergleichbar heterogen sein. Und ebenso werden sie nahezu immer aus internen und externen Kräften bestehen müssen. Denn Forschung verlangt nach Spezialisten.

Freilichtmuseum Glentleiten des Bezirks Oberbayern – Hauskundliche Dokumentation

HAUSKUNDLICHE DOKUMENTATION			
1. Zustandsdokumentation			
1.1 Schriftliche Dokumentation			
1.1.1 Angaben zum Standort			
1.1.2 Wirtschaftliche Grundlagen			
1.1.3 Soziale Grundlagen			
1.1.4 Bautechnische Grundlagen			
1.1.5 Ausstattung und Nutzung			
1.2 Zeichn. Dokumentation			
1.3 Fotodokumentation			
1.4 Befunduntersuchung			
1.5 Archäologische Grabung			
2. Abbau- und Zwischenlagerung	gepl.		
2.1 Dokumentation des Abbaus	erf.		
2.2 Zwischenlagerung			
3. Hauskundliche Forschung			
3.1 Quellen			
3.2 Ortsgeschichtliche Notizen			
3.3 Geschichte des Hofes			
3.4 Archival. zur Hofgeschichte			
3.5 Dendrochronologische Untersuchung			
3.6 Baugeschichtliche Auswertung			
4. Dokumentation des Wiederaufbaus	gepl.		
4.1 Zeichn. Dokumentation	erf.		
4.2 Schriftl. Dokumentation			
4.3 Fotografische Dokumentation			
4.4 Einrichtung			
4.5 Museumspädagogische Bearbeitung			
4.6 Presse/Publication			
5. Organisatorisches			
6. Unterhalt			
6.1 Bauunterhalt			
6.2 Didaktische Überarbeitung			
Angelegt (Dat./Hz.): _____			

Abb. 6 Grundlage der wissenschaftlichen Arbeit ist die Dokumentation: Ein Datenblatt erfasst relevante Daten zum Exponat Haus nach einem einheitlichen Schema.

Und bei der Vielfalt der Aufgaben in einem Freilichtmuseum ist für Spezialisierung kaum Zeit. Zur Aufgabenvielfalt kommt die Vielfalt der Themen, die aus dem Sammlungsauftrag eines kulturwissenschaftlichen Museums erwächst, die wohl kaum jemand in der gesamten Breite gleichermaßen kompetent abdecken kann. Wer ist schon zugleich Experte für Haus- und Möbelforschung, für Textil- und Keramikforschung oder für die Bilderwelt der populären Druckgrafik, um nur einiges zu nennen? Und Forschung im Museum hört ja bei der materiellen Kultur nicht auf bzw. analysiert diese vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Prozesse und Veränderungen. Deshalb besteht die eigentliche Leistung der Museumswissenschaftler mehrheitlich darin, die Themen zu erkennen und Projekte zu definieren, um dann die passenden Experten zu finden und das geeignete Team zusammenzustellen. Aufgrund ihrer Ausbildung und der am Museum erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen müssen sie in der Lage sein, wissenschaftliche Vorgaben zu machen, und sie müssen die Forschungsarbeiten kritisch begleiten können.

Für ein solches Vorgehen braucht es zum einen wissenschaftliche Netzwerke. Und zum anderen legt diese Themen- und Aufgabenvielfalt Kooperationen nahe. Sie sind das Gebot der Stunde. Damit meine ich so Na-

heliegendes und vielfach Praktiziertes wie z. B. Ausstellungsverbünde unter Museen, aber auch mit anderen Bildungseinrichtungen wie Schulen, Archiven, Bibliotheken oder Denkmalpflegeeinrichtungen.³⁰

Genauso wichtig ist die Kooperation mit Universitäten. Das betrifft nicht nur das Angebot von Praktika, die in den neuen Studiengängen obligatorisch sind, oder die Funktion von Museen als ausbildungsrelevante Exkursionsziele, sondern genauso die Lehre, die eine ganze Reihe von Museumskollegen als Lehrbeauftragte oder Honorarprofessoren wahrnehmen. Dass es nicht noch mehr sind, auch das hat Geschichte und liegt nicht zuletzt im schon immer üppigen Arbeitspensum in Museen.

Außerdem können Museen Examensarbeiten anregen, in Verbindung mit volkskundlichen Universitätsinstituten oder in Kooperation mit Spezialisten der technischen Hochschulen. So führte beispielsweise die im Zweigmuseum der Glentleiten, dem Bauernhausmuseum Amernang, praktizierte Zusammenarbeit mit der Hochschule Rosenheim (Fakultät für Holztechnik und Bau) zu einer Diplomarbeit über ein statisch-konstruktives Problem des Museums.

Kooperationen sind aber auch erforderlich, um an größeren drittmittelgeförderten Projekten partizipieren zu können. Wie zum Beispiel am genannten aktuellen Förderprogramm des BMBF, das sich der „Sprache der Objekte“ verpflichtet hat, mit dem Ziel, die Forschung mit Sammlungen und Objekten anzuregen. Der komplette Titel lautet: „Die Sprache der Objekte. Materielle Kultur im Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen.“³¹

Zumindest unter den aktuell veröffentlichten Empfängern der Projektgelder des BMFB befindet sich kein einziges klassisches Museum. Vielmehr werden Universitätssammlungen gefördert. Was zeigt, dass auch andere Museen es wichtig nehmen sollten, sich durch die Mühsal der Antragsformalitäten zu kämpfen und sich dafür auf die Suche nach Kooperationspartnern zu machen. Dass es funktionieren kann, belegt eindrucksvoll die auf den ersten Blick ungewöhnliche Kooperation der Volkskundlichen Kommission für Westfalen mit dem Labor für Abfallwirtschaft, Siedlungswasserwirtschaft und Umweltchemie der Fachhochschule Münster und – und das ist nicht ungewöhnlich – mit einem Freilichtmuseum, dem Museum Cloppenburg. Unter dem Titel „Der Lauf der Dinge oder Privatbesitz? Ein Haus und seine Objekte zwischen Familienleben, Ressourcenwirtschaft und Museum“ ist das Projekt 2015 in die Realisierungsphase gegangen.³²

Auch die Förderinitiative „Forschung in Museen“ der



Abb. 7 Wie erhält man Antwort auf die Frage, was von den Vermittlungsangeboten beim Adressaten ankommt? Die Evaluation museumspädagogischer Angebote ist ein wichtiges Instrument im Museumsalltag.

VW-Stiftung wäre hier als Beispiel zu nennen. In Bayern, und zwar in Oberfranken, startete in diesem Zusammenhang jüngst das Projekt „Regionaltypisches Kleidungsverhalten seit dem 19. Jahrhundert. Entwicklungen und Tendenzen am Beispiel Oberfranken“. Dafür kooperierten das Bauernmuseum Bamberger Land mit der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, der Trachtenberatung Oberfranken und weiteren oberfränkischen Museen. Nach der Forschungsphase sollen die auf einer virtuellen Plattform gesammelten und veröffentlichten Daten über den Projektzeitraum hinaus der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen.

Um ein von der VW-Stiftung in Verbindung mit der Ernst von Siemens Kunststiftung gefördertes Unterfangen handelt es sich bei dem Projekt „Sammlungen erhalten. Die Temperierung als Mittel der Präventiven Konservierung – eine Bewertung“. Weitere Partner sind das Fraunhofer Institut und die TU München sowie die Universität Stuttgart. Von Museumsseite aus beteiligen sich bayernweit insgesamt 17 größere und kleinere Einrichtungen daran. Federführend ist die Landesstelle für die Betreuung nichtstaatlicher Museen in Bayern, die in diesem Rahmen die „Junge Akademie“ koordiniert hat, in die auch Mitarbeiter der Glentleiten ihr Wissen einbringen.

Und im Rheinland engagieren sich die Kollegen in Komern und Lindlar im DFG-Projekt „Digitales Portal Alltagskulturen im Rheinland – Wandel im ländlichen Raum 1900–2000“. Es hat zum Ziel, bislang nicht erschlossene Bestände zu digitalisieren, zu vernetzen und öffentlich zugänglich zu machen.

Das Spektrum der Beispiele illustriert, um welche Vielfalt es gehen kann, wenn von Forschung in Museen und

für Museen die Rede ist. Angefangen bei sachkulturellen Themen, die sich aus dem forschenden Sammeln herleiten und in Freilichtmuseen häufig eng mit dem Sammelgut „Haus“ verbunden sind, über die Organisation der Sammlung mit Fragen zur Erschließung, zum Erhalt und zur Pflege bis hin zur Besucherforschung oder der Evaluation der Wirksamkeit museumspädagogischer Angebote.

Dass vor dem Hintergrund dieser Vielfalt Interdisziplinarität längst zur Selbstverständlichkeit geworden ist, muss nicht eigens betont werden. Die Frage, ob ausschließlich Volkskundler bzw. Europäische Ethnologen in Freilichtmuseen beschäftigt werden sollten, ist längst obsolet.

Forschungsvielfalt und Aufgabenvielfalt, damit sehen sich Museumswissenschaftler konfrontiert. Was also braucht es für eine Ausbildung, um dem gerecht werden zu können? Angela Treiber hatte bereits auf der Hochschultagung 2004 darauf verwiesen, dass die Reaktionen des Stellenmarktes auf die Studienreform nicht absehbar seien, dass aber davon unabhängig die potentiellen Tätigkeitsfelder der Absolventen von jeher wenig vorstrukturiert und schnell wandelbar gewesen seien. Und sie fasste zusammen, was vor diesem Hintergrund Praxisbezug heißen sollte: wissenschaftliche Analysefähigkeit, selbständige solide Informations- und Wissenserschließung, Kompetenz zu gesellschaftsorientierten Fragestellungen, Kritikvermögen und Selbstreflexivität.³³

Wenn die künftigen BA- und MA-Absolventen, die an der Museumsarbeit und nicht diffus an „IMM“ interessiert sind, so aufgestellt zu uns kommen, wenn sie so vorgebildet Teil des wechselnden interdisziplinären Forschungsteams im und für das Museum werden und unter Umständen in diesen Zusammenhängen auch weitere Ausbildung bzw. Fortbildungen erhalten, dann müssten wir unserer Aufgabe auch künftig gerecht werden können.³⁴ Auch wenn der so qualifizierte museumsaffine Bewerberpool überschaubar ist und der weiteren Ausbildung im Museum bedarf. Denn das ist eine weitere Konsequenz: Angesichts kürzerer und starrer Studiengänge ist der Wert wissenschaftlicher Volontariate künftig wohl noch höher einzuschätzen als bisher. Es bietet beiden Seiten eine Chance und ist zumindest in größeren Museen, die in der Lage sind, sich am Leitfaden des Deutschen Museumsbundes zu orientieren, für die an Museumsarbeit Interessierten eine gute Möglichkeit zum Schritt in die Praxis.

Im Moment erfüllen die Museen auf alle Fälle das, was aus ihrer Beauftragung als wissenschaftliche Einrichtung herrührt. Das ist an der auf Forschung basierenden Auf- und Ausbautätigkeit genauso ablesbar wie an der Ausstellungsarbeit oder den Publikationslisten.

Ein Blick auf die Websites der Freilichtmuseen zeigt bei den meisten Kolleginnen und Kollegen einen eigenen Navigationspunkt „Forschung“ oder listet aktuelle Projekte in Zusammenhang mit den Seiten zur Sammlung auf. Es ist nur ein scheinbarer Widerspruch, wenn der breiten Öffentlichkeit, wie im September 2015 im Freilichtmuseum Glentleiten geschehen, ein Sägewerk im Rahmen des Handwerkertags fast wie eine holzhandwerkliche Vorführung unter anderen kommuniziert wird oder wenn anderswo die Eröffnung eines Architekturexponats im Faltblatt zu einer Mittelalterfestwoche wie ein Programmpunkt unter anderen erscheint. Entscheidend ist, dass die zugrundeliegende Forschungsarbeit zu einem wissenschaftlich dokumentierten und abgesicherten Ergebnis mit Bestand geführt hat, auch wenn sich nicht jeder unserer Besucher und Besucherinnen für die Qualität dieses Teils unserer Arbeit interessiert.

Kurzes Fazit: Die Zukunft der Forschung an Museen liegt in vielfältigen und phantasievollen Kooperationen auf unterschiedlichsten Ebenen – und sie bedarf auch weiterhin vielfältigen Engagements der Museumsseite für die Ausbildung geeigneten Nachwuchses.

ZUSAMMENFASSUNG DER WORKSHOP-ERGEBNISSE ZUM THEMA „FORSCHEN“

VON DR. PETRA NAUMANN

Ein zentrales Thema des Workshops „Forschen“ war die Ausbildung der volkscundlich-kulturwissenschaftlichen Nachwuchswissenschaftler. Bemängelt wurde, dass die Sachkulturforschung nicht mehr Bestandteil der neuen Studiengänge sei. Für Hochschulabsolventen führe das bei der praktischen Arbeit im Museum zum Teil zu großen Problemen. Speziell in den volkscundlichen Studiengängen werde das praktische Forschen überhaupt nicht mehr erlernt. In Folge stuften die Museen den Nachwuchs oft als „schlecht ausgebildet“ ein, obwohl fundiertes theoretisches Wissen vorhanden sei. Dieses könne jedoch aufgrund der fehlenden Forschungserfahrung nicht in die Praxis umgesetzt werden. Ihre fehlende Praxiserfahrung versuchten die Studierenden durch viel Engagement und freiwillige Praktika zu kompensieren. Die Einschätzung des „schlecht ausgebildeten Nachwuchses“ könnte auch darauf beruhen, dass Museumswissenschaftler heutzutage eine deutlich höhere Erwartungshaltung gegenüber den Studierenden haben und enttäuscht sind, wenn die Erwartungen nicht erfüllt werden. Ein weiteres Problem ist, dass viele wissenschaftliche Volontärinnen und Volontäre während ihres Volontariats viel zu selten oder gar nicht forschen. Bei einer Fortbildung für alle Volontäre in Niedersachsen vor einigen Jahren ergab eine spontane Umfrage, dass nur drei von fünfzig Volontären überhaupt in ihrer Arbeitsstelle forschten. Die anderen waren hauptsächlich mit Öffentlichkeitsarbeit und Veranstaltungsorganisation beschäftigt. Zwei Jahre später forschten immerhin zehn von fünfzig Volontären.

Einig waren sich die Teilnehmer darin, dass auch in der alltäglichen musealen Arbeit die Forschung zu kurz komme. Der Anteil an Grundlagenarbeit und Dokumentation leide in der alltäglichen Arbeit insbesondere unter dem Trend zur Eventisierung der Museumsarbeit. Als Hauptgrund wurden Probleme bei der Finanzierung identifiziert: Aufgrund des schmalen Budgets vieler Museen werde immer wieder auf drittmittelfinanzierte Projekte zurückgegriffen. Dies bringe jedoch mit sich, dass der Auftraggeber in einem begrenzten Zeitraum Ergebnisse erwarte, was wiederum dazu führe, dass hauptsächlich an diesem Projekt gearbeitet werde und für die kulturwissenschaftliche Forschung keine Zeit mehr bleibe. So werde in den Sammlungen auch kaum neuen Fragestellungen nachgegangen. Passend dazu wurde auch die fehlende langfristige Planung bei der Verwertbarkeit wissenschaftlicher Arbeit angesprochen. Es müsse im-

mer direkt ein Ergebnis der Forschungsarbeit zu sehen sein, um diese als wichtig und zielführend positionieren zu können. Dadurch blieben oftmals nur zwei Monate, um medienwirksame Ergebnisse zu liefern. Diese knappe Zeit führe zu einer inhaltlichen Verflachung. Um schnelle und dennoch fachlich korrekte Ergebnisse erzielen zu können, würde daher vermehrt auf externe Spezialisten im kurzfristigen Arbeitsverhältnis zurückgegriffen. Die wissenschaftlichen Mitarbeiter im Haus hätten dadurch noch weniger Raum und Gelegenheit selbst zu forschen.

Die Diskussion in der Arbeitsgruppe zeigte jedoch nicht nur die Probleme auf, sondern entwickelte auch mögliche Lösungsstrategien für die nahe Zukunft: Besonders wichtig erschien es den Teilnehmenden, den Forschungsprozess in der Öffentlichkeitsarbeit darzustellen und deutlich zu machen, dass man für diese Arbeit entsprechende finanzielle Bedingungen benötige, um fundierte Ergebnisse präsentieren zu können. Dazu gehöre es auch, beim Träger des Museums eine institutionelle Grundausrüstung einzufordern. Außerdem sollten in Publikationen Museen als Forschungseinrichtungen benannt werden, um der Öffentlichkeit deutlich zu zeigen, dass Museen kulturwissenschaftliche Bildungseinrichtungen seien und einen wichtigen Beitrag zur allgemeinen Bildungsarbeit leisteten. Es sei zudem wichtig, das Zeitbudget für die Grundlagenarbeit zu erhöhen, um deren Anteil am Jahresarbeitszeitbudget zu vergrößern.

Um die Qualität der Ausbildung zu erhöhen, müssten die aktuellen Probleme aktiv angegangen werden, indem man beispielsweise als Museum auf die Universitäten zugehe und Forschungsprojekte vorschlage. Die Studierenden müssten die Chance erhalten, auf diesem Feld tätig zu werden, auch wenn es deutlich länger dauere, eine Ausstellung mit Nachwuchskräften zu konzipieren und zu realisieren. Wo sonst sollten sie praktische Erfahrungen sammeln, wenn nicht direkt in den Museen? Ferner sollte „Forschen“ in der wissenschaftlichen Abteilung unbedingt ein Teil der Stellenbeschreibung bleiben, um die Position der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu stärken und deren Kompetenzen herauszustellen.

* Vom 18. bis zum 20. September 2014 tagte die Fachgruppe Freilichtmuseen im Deutschen Museumsbund im Freilichtmuseum Hessenpark in Neu-Anspach. Die Inhalte dieser Tagung machen wir im Rahmen unserer Werkstattberichte einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich.

¹ Vgl. zum Thema Forschen in Freilichtmuseen jüngst auch Georg Waldemer: „Häuser und mehr“ – Forschung am Freilichtmuseum. In: Ja was ist denn des?! Forschen im Museum. Bayerischer Museumstag 2013, 10.07.-12.07, Passau. Hg. von der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen, München, S. 28-33.

² Vgl. zum Programm: Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, Nr. 2, 1905, S. 1f. Der Tagungsbericht findet sich ebd., Nr. 3, S. 1-18. In seinem Vortrag schilderte Joachim Wossidlo aus seiner Praxis heraus, wie mündliche Überlieferung zu erheben und zu dokumentieren sei, vgl. ebd. S. 3-13.

³ Vgl. ebd. S. 12.

⁴ Vgl. dazu zuletzt Gudrun König: Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft. In: Stefanie Samida, Manfred K.H. Eggert und Hans Peter Hahn (Hg.): Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen, Stuttgart 2014, S. 279-287.

⁵ Vgl. Ernst Schlee: Das volkskundliche Museum als Herausforderung. In: Zeitschrift für Volkskunde, 66. Jg., 1970, S. 60-76, hier S. 65.

⁶ Zeitschrift für Volkskunde, 66. Jg., 1970, S. 1-86.

⁷ Die Publikationsliste der Kommission auf der Homepage der dgv gibt Einblick in die Themen und belegt die Kontinuität der Arbeit dieser Forschergruppe.

⁸ Karl Braun, Claus-Marco Dietrich, Angela Treiber (Hg.): Materialisierung von Kultur. Diskurse, Dinge, Praktiken, Würzburg 2015.

⁹ Vgl. dazu die Websites des Deutschen Museumsbundes.

¹⁰ Vgl. zur Dimension der Forschung in Museen die Handreichung der Wissenschaftlichen Kommission für Niedersachsen (Hg.), Hannover 2010, hier S. 11.

¹¹ Die im Amtsblatt der Regierung von Oberbayern Nr.1/1982 publizierte Neufassung der am 22. Dezember 1973 erlassenen Satzung für das Freilichtmuseum des Bezirks Oberbayern listet die Aufgaben in sechs Punkten knapp auf. Die ersten beiden Punkte lauten: „Aufgabe des Freilichtmuseums ist: 1. Auf wissenschaftlicher Basis den Aufbau des Museums mit originalen oberbayerischen Gebäuden und ihrer Einrichtung zu betreiben, 2. das Museum kontinuierlich weiterzuentwickeln, um einer breiten Öffentlichkeit die Vielfalt der Haustypen in Oberbayern beispielhaft darzustellen,...“

¹² Hermann Heidrich u.a. (Hg.): Fremde auf dem Land. Schriften Süddeutscher Freilichtmuseen, Bd. 1, Bad Windsheim 2000.

¹³ Reinhard Johler, Max Matter, Sabine Zinn-Thomas (Hg.): Mobilitäten. Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung. 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, 2009. Münster 2011.

¹⁴ Jan Borgmann: Polylokale Aspekte alpiner Stufenwirtschaft und ihre Vermittlung im Freilichtmuseum Glentleiten. In: Reinhard Johler, Max Matter, Sabine Zinn-Thomas (Hg.) Mobilitäten. Tagungsband, Münster 2011, S. 266-273.

¹⁵ Vgl. dazu Monika Kania-Schütz und Herbert May: Konferenzbericht 2013, Bad Windsheim o.J.

¹⁶ Kilian Kreiling: Die Situation von Freilichtmuseen heute. In: Arbeitstagung Freilichtmuseen am 10. und 11. Oktober 1996. Freilichtmuseum des Bezirks Oberbayern an der Glentleiten (= Schriftenreihe Freundeskreis Freilichtmuseum Südbayern e.V., Heft 13), S. 8-12, hier S. 9.

¹⁷ Ebd. S. 10.

¹⁸ Uwe Meiners, in: Alltagskulturforschung im Museum und an der Universität. Überlegungen zum Standort der Sachvolkskunde. In: Volkskunde in Niedersachsen 2, S. 80-84.

¹⁹ Ebd. 1994, S. 84.

²⁰ Carola Lipp: Zum Verhältnis von Alltagskultur- und Sachkulturforschung. Eine Antwort auf die kritischen Anmerkungen der Museologen Helmut Ottenjann und Uwe Meiners. In: Volkskunde in Niedersachsen 2, S. 85-93. Vgl. auch die Auseinandersetzungen Gottfried Korffs mit der Arbeitsweise der Museen, beispielsweise: Die Kunst des Weihrauchs – und sonst nichts? Anmerkungen zur Situation der Freilichtmuseen in der Wissenschafts- und Freizeitkultur. In: Uwe Meiners, Karl-Heinz Ziesow (Hg.): Dinge und Menschen. Geschichte, Sachkultur, Museologie. Cloppenburg 2000, S. 97-107.

²¹ So z.B. Könenkamp in seinem Eröffnungsbeitrag, publiziert in: TOP 14, Berichte der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein, 6. Jg., Juni 1996, S. 48-54.

²² Fast alle Beiträge wurden publiziert. Vgl. Tagungsberichte von Peter Höher: Berufsfeld Museum: Universitäre Ausbildung – Berufliche Praxis. Jahresversammlung der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, in: Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde, 1997, S. 261f. sowie von Monika Kania in: Bayerische Blätter für Volkskunde 4/1996, S. 241-244. Auch die nur wenige Monate später vom 31. Oktober bis zum 2. November 1996 in Basel stattfindende Hochschultagung stellte Überlegungen zur Ausrichtung und Verfassung des Faches an. Den Tagungsband gab Christine Burckhardt-Seebass heraus: Zwischen den Stühlen fest im Sattel? Eine Diskussion um Zentrum, Perspektiven und Verbindungen des Faches Volkskunde. O.O. 1997.

²³ Diese Befragung führte der damalige Direktor des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold durch, Prof. Dr. Stefan Baumeier.

²⁴ Vgl. zum Forschungsdesign und den Ergebnissen dieser vom Seminar für Volkskunde/Europäische Ethnologie durchgeführten Studie die Publikation von Jens Hoppe, Michael Schimek und Michael Simon (Hg.): Die Volkskunde auf dem Weg ins nächste Jahrtausend. Ergebnisse einer Bestandsaufnahme. Münster, New York, München, Berlin 1998. Siehe auch Abb. 1 dieses Beitrags.

²⁵ Vgl. dazu den Tagungsbericht von Peter Höher in der Rheinisch-Westfälischen Zeitschrift für Volkskunde, S. 261.

²⁶ Vgl. Homepage der Kultusministerkonferenz.

²⁷ Vgl. Homepage Institut für Mittelstandsforschung (www.ifm-bonn.org).

²⁸ Vgl. Homepage Deutscher Museumsbund (www.museumsbund.de).

²⁹ Auf der Homepage des Bundesministeriums für Bildung und Forschung heißt es zu dem im April 2013 bekanntgemachten Forschungsschwerpunkt „Die Sprache der Objekte. Materielle Objekte im Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen“, er greife „eine Entwicklung der Geisteswissenschaften der letzten Jahre auf, welcher die materielle Kultur stärker in den Fokus („material turn“) nimmt.“

³⁰ Genannt seien hier z.B. die seit 2000 zusammenwirkende „Arbeitsgemeinschaft Ausstellungsverbund Süddeutsche Freilichtmuseen“ mit inzwischen sechs realisierten Ausstellungs- und Buchprojekten, ein siebtes zum Thema Nationalsozialismus und Nachkriegszeit ist in Vorbereitung, oder die jüngste Kooperation des Fränkischen Freilandmuseums Bad Windsheim zum Thema „Erster Weltkrieg“ mit Schulen, oder den überregionalen Ausstellungsverbund der Freilichtmuseen von Bad Windsheim über den Kiekeberg bis nach Kiel Molfsee und Berlin reichend, oder die überbezirkliche Kooperation für das Buch- und Ausstellungsprojekt zu Leben und Wirken Erika Groth Schmachtenbergers zwischen der Abteilung „Kulturarbeit und Heimatpflege“ des Bezirks Unterfranken und dem oberbayerischen Freilichtmuseum Glentleiten des Bezirks Oberbayern.

³¹ Vgl. auf der Homepage des Bundesministeriums für Bildung und Forschung die Seiten, die den Aufgaben der Forschung gewidmet sind.

³² Vgl. zum Projekt beispielsweise die Ausführungen auf der Homepage der Volkskundlichen Kommission für Westfalen.

³³ Angela Treiber: Bachelor und Master als neue Studiengänge, in: Bärbel Kerkhoff-Hader/Peter F.N. Hörz (Hg.): Studien- und Arbeitsfeld Kultur. Prospektionen von Innen und Außen. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Bamberg, 11.-13. November 2004. Bamberg 2006, S. 51-54, hier S. 52.

³⁴ In Bayern unterstützt die Museen dabei auch die Bayerische Museumsakademie, eine Initiative des Instituts für Bayerische Geschichte an der LMU, der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern und des museumspädagogischen Zentrums in München mit Beteiligung des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst, des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus und des Referats für Bildung und Sport der Landeshauptstadt München.

DIE AUTORINNEN

- **Dr. Monika Kania-Schütz ist Direktorin der oberbayerischen Freilichtmuseen Glentleiten und Amerang.**
- **Dr. Petra Naumann leitet den Fachbereich Wissenschaft im Freilichtmuseum Hessenpark.**

HINWEIS

Die Werkstattberichte aus dem Freilichtmuseum Hessenpark enthalten Beiträge, welche die breite Vielfalt der wissenschaftlichen und konzeptionellen Arbeiten des Museums widerspiegeln. Dies können Fachkonzepte, Projektskizzen bzw. -dokumentationen, Tagungsberichte und Vortragstexte zu den verschiedensten alltagskulturellen Themen sein, die wir der interessierten Öffentlichkeit und der praktischen Verwertung nicht vorenthalten wollen. Die Reihe erscheint unregelmäßig ausschließlich als kostenfreier, digitaler Download unter www.hessenpark.de.

IMPRESSUM

Werkstattbericht

Forschen zwischen allen Stühlen (und Häusern)

von Dr. Monika Kania-Schütz

Zusammenfassung der Workshop-Ergebnisse von Dr. Petra Naumann

Herausgegeben vom

Freilichtmuseum Hessenpark

Laubweg 5

61267 Neu-Anspach

www.hessenpark.de

ISSN der Werkstattberichte aus dem Freilichtmuseum Hessenpark: 2199-8779